Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literaturblatt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

zwei Jahre ist ein ganz anderer Geist selbst in unsere Armee gefahren. Häufig, wenn ich meinen Abendspaziergang über das Glacis mache, begegnet es mir, daß aus dem Munde eines gemeinen Soldaten mir ein herzhaftes „Guten Abend" entgegentönt — eine Erscheinung, welche im Vormärz unter die ἀδυνατα gehörte. In der Regel folgt dieser Begrüßung eine in madjarisch accentuirtem Deutsch gesprochene Schilderung der in den Reihen der Insurrectionsarmee mitgekämpften Schlachten, die ein Fluch auf Görgey schließt. Aber nicht allein die Tausende von Honveds, eingereiht in alle Regimenter und zerstreut im ganzen Kaiserstaate, sind es, welche den Samen der Unzufriedenheit in sich tragen, der früh oder spät eine schlimme Frucht gebären wird. Auch die Intelligenz, zur Strafe für ihre Freiheitsbestrebungen dem Militärkörper einverleibt, wirbt insgeheim Rekruten für ihre Gesinnung. Und selbst für die übrige Mannschaft ist jene Periode nicht ohne Nutzen geblieben; der beschränkteste Verstand erkennt es jetzt recht gut, woher er Heil zu hoffen hat — ob von den Offizieren, die sie während des Feldzugs Brüder nannten und jetzt bei dem mindesten Vergehen wieder prügeln lassen wie vorher — oder von dem Volke, das die Freiheit mit ihnen theilen will. Darum machen auch Belohnungen, wie die jüngst bei einer Parade gespendete Gratislöhnung, nicht die gewünschte Wirkung mehr. Darum greift auch die Regierung wieder zu ihrer alten sichern Waffe „Divide et impera." Wir verweisen nur auf die projectirte Dreitheilung Polens*). Die Gräuelthaten, welche die Bauern in Galizien heute wie im Jahr 1846 an den durchgängig liberalen Edelleuten üben, empören jedes menschliche Gefühl. Im Vormärz waren es die sogen. Mandataren, ein Mittelding zwischen Unterthan und Gutsherrn, welche den Achselträger auf beiden Seiten machten. Wer ist es aber heute — fragt billig der Leser — der diese fluchwürdige Wirthschaft auch in dem constitutionellen Oestreich aufrecht erhält? Wir antworten ganz einfach: die Regierung durch ihre Beamte. Diese wissen das glimmende Feuer immer frisch zu schüren, und statt zu versöhnen, werfen sie die Flammen des Hasses zwischen Edelmann und Bauer. Erst kürzlich hörte ich einen jungen Polen sagen: „Ich habe einen greisen Vater daheim und ich würde Jedem die Hirnschale entzweischlagen, der es wagte, ihm ein Haar an seinem Haupt zu krümmen; aber er ist kaiserlicher Beamter, und ich werde ihn nicht beweinen, wenn bei einem Siege meiner Nation ihn der strafende Arm Gottes trifft."

Literaturblatt.

Skandinavische Bibliothek. Leipzig, Carl Lorck. Das Meerweib. Von Emanuel St. Hermidad. Aus dem Dänischen von F. Leo. 4. Bd. Zwei Freunde. Von Carl Bernhard. A. d. Dän. von K. Kannegießer (Gesammelte Werke von C. B., Bd. 15). Die Buchhandlung Lorck verdient für ihre unermüdliche Thätigkeit, uns die literarischen Erzeugnisse unserer verwandten Stämme bekannt zu machen, volle Anerkennung. Wenn es ihr, mit Ausnahme der lieblichen Andersenschen Mährchen, nicht gelungen ist, diesen Werken in Deutschland ein bedeutendes Publicum zu verschaffen, so ist das nicht ihre

*) In einen polnischen, einen ruthenischen und einen gemischten Kreis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schuld. — Es wäre die Frage, ob es sich nicht der Mühe lohnte, die alten dänischen Heldensagen, von denen uns in Deutschland noch Vieles unbekannt sein soll, zu übersetzen. — Die neuere dänische Literatur, wie wir sie aus diesen Uebersetzungen kennen gelernt haben, ist im Allgemeinen nichts weiter, als ein Abklatsch der Romantik, welche bei uns vor 30 Jahren blühte. Nur die Stoffe sind nach der nationalen Eigenthümlichkeit modificirt. — „Das Meerweib" ist wieder ein recht schlagender Beleg für diese Behauptung. — Von allen Meerweibs-Geschichten ist, wenn wir Goethe's Fischer ausnehmen, die Undine von Fouqué noch immer die beste Bearbeitung. Ein artiger Einfall von Paracelsus — daß die seelenlos geschaffenen Meerweiber durch die Vermählung mit einem Menschenkind eine Seele erhalten — mit großem Geschick und selbst einem gewissen Anflug von Poesie durchgeführt. Dergleichen Einfälle müssen so lose als möglich hingeworfen sein, die Phantasie muß einen so weiten Spielraum als möglich haben, wenn sie sich frei und heiter in diesen willkürlichen Combinationen bewegen soll. Jede genauere Ausführung stört die Illusion und das leichte Farbenspiel, wie das Betasten der Libelle in Goethe's Gedicht. — Unser Dichter ist in seinem Pragmatismus bis zur Scurrilität gründlich. Die Meerweiber haben nicht einen Fischschwanz, sondern plumpe, mit Schuppen bedeckte Füße, auf denen sie nur ungeschickt gehen können. Das erinnert ja an die Fettgänse! Ihre unterirdischen Grotten werden dadurch für das Athmen eingerichtet, daß eine durchströmende Welle ihre gebundene Luft verbreitet u. s. w. — Wenn Menschen ertrinken, werden sie in einem Zustand, der alle Eigenschaften des Todes mit der vollständigsten Besinnung verbindet, auf einen Tisch gelegt; verliebt sich ein Meerweib in sie, so werden sie zu Meermännchen belebt, und schwimmen mit den Delphinen und ähnlichen Ungeheuern in lustiger Jagd in den Gewässern herum; hat aber ein Meermensch Lust, als wirklicher Mensch auf die Oberwelt zu gehen, so kann er den Körper jenes Todten annehmen. — Das sind offenbar humoristische Anlagen, Phantasiestücke in Callot's Manier, wie sie Hoffmann und Arnim versucht haben. Und das geht noch weiter. Der Held der Geschichte liegt als Todter auf dem Tisch, neben ihm zwei andere Leichen: eine treulose Geliebte und deren Vermählter; die Eifersucht, welche der Todte empfindet, und die Ungewißheit, ob die beiden Leichen nicht ähnliche Empfindungen hegen, ist sehr komisch. Er wird durch die Liebe der Meerkönigin Wassermensch, die beiden andern Leichen bleiben liegen, bis zwei Meermenschen in ihre Gestalt fahren und auf die Oberwelt gehen. Ihm selber wird das Leben unter den Menschen zuletzt auch langweilig, und er fährt daher, wozu er nun als Seemensch das Recht hat, in die Gestalt eines Ertrunkenen. Durch diesen Körper, der einem liederlichen Bonvivant angehörte, kommt er nun in sehr verwickelte Verhältnisse; er hat eine Braut, die aber eigentlich nicht seinen neuen, sondern seinen alten Menschen liebt, und daher „ihn" verschmäht, weil sie „ihn" liebt u. s. w.; er trifft auch die alte Geliebte und deren Ehemann wieder, es ist aber nicht die alte Geliebte und deren Ehemann, sondern die beiden Wassermenschen, die deren Gestalt angenommen haben. Dieses beständige Durcheinanderwerfen verschiedener Seelen und Körper — ungefähr wie die Betrachtung im verwunschenen Prinzen — bei denen die Person die Identität mit sich selbst vollkommen vergißt, würde einen sehr komischen Eindruck machen, wenn der Ton des Ganzen nicht moralisch und sentimental wäre. Durch eine krasse Gegenüberstellung sentimentaler und humoristischer Momente läßt sich allerdings der komische Eindruck noch verstärken, aber dann ist die Empfindsamkeit nur

ein Spiel, eine Täuschung. Wenn sich aber der Dichter mit vollem Ernst in seine eigene Empfindung verstrickt, so weiß man nicht mehr, soll man gerührt oder belustigt werden? Und diese Ungewißheit ist höchst lästig. — Zuletzt schleift der Held, der übrigens ein ziemlicher Schurke ist, seine Meerkönigin an's Land und läßt sie als Seeungeheuer für Geld sehen; auch das ist wieder von der tragischen Seite gefaßt. — Die Einleitung, ein Reiseabenteuer in Savoyen, enthält einige glückliche landschaftliche Schilderungen. —

Der Roman von Bernhard, der sich auf die Schilderung von den gesellschaftlichen Zuständen beschränkt, ist niedlich genug; ungefähr in der Manier der Friederike Bremer, aber munterer, belebter, anschaulicher. Er wendet nur sehr geringe Mittel an, und leistet damit das Mögliche. Es leuchtet eine gute, gesunde Gesinnung und ein tüchtiger praktischer Sinn daraus hervor. — Der Dichter scheint sehr productiv zu sein: es sind in dieser Sammlung neben dem genannten Roman und 8 Bänden ähnlicher Art (die Hospital-Verlobung. — Eine Familie auf dem Lande. — Der Eilwagen. — Ein Sprichwort. — Die Declamation. — Schooßsünden. — Der Commissionär. — Tante Franziska. — Der Kinderball. — Das Glückskind) noch zwei historische Romane in 7 Bd. enthalten: Christian VII. und sein Hof, und König Christian II. und seine Zeit.

Niederländische Bibliothek. Leipzig, Carl Lorck. Niederländische Dorfgeschichten Von C. van Schaick. Deutsch von Ed. Wegener. 4 Bände. — Baas Gansendonck. Von Hendrik Conscience. Aus dem Vlämischen von O. L. Wolff. 1 Band.

Die Literatur der Dorfgeschichten wächst in's Ungeheure. Bald wird es keine, auch noch so unbedeutende Provinz, keinen Kreis, keine Gemeinde mehr geben, die nicht ihre heimischen Dichter aufzuweisen hätte. Und alles das im Lauf weniger Jahre. Man kann auch des Guten zu viel thun. Bei diesen Erzählungen von studirter Einfachheit, die auf unsern Geschmack nur darum Eindruck machen, weil er durch starke Gewürze überreizt ist, darf man wohl ausrufen, wie jener gutmüthige Hagestolz zu seiner erfinderischen Haushälterin: Ein schönes Gericht, aber koch' es mir nicht zu oft. — Die idyllischen Figuren dieser Dorfgeschichten haben eine auffallende Familienähnlichkeit; trotz ihrer schwarzwälder, schweizer, böhmischen und vlämischen Maske erinnern sie mehr oder minder an ihr Orginal, den westphälischen Hofschulzen in Immermann's Münchhausen. In diesem Roman hat die rohe Natur, oder vielmehr die bäurische Convenienz ihre Berechtigung, weil sie dem unsittlichen Raffinement der höhern Gesellschaft entgegengestellt wird. Sonst ist es wohl in der Ordnung, wenn solche Genrebilder nur zur Ausmalung eines größern Bildes benützt werden, wie es W. Scott mit so vielem Glück in seinen historischen Romanen gethan hat. — Die Personen, welche den Gegenstand jener Schilderungen ausmachen, werden sie gewiß nicht lesen, und die feine Welt, bei der es jetzt Modesache ist, wird es auch müde werden, sich fortwährend in eine künstliche Stimmung zu versetzen, die ihrer sonstigen Empfindungsweise vollkommen widerspricht. — Ich habe die niederländischen Dorfgeschichten nicht zu Ende lesen können, obgleich ich gestehen muß, daß sie in ihrer Art vortrefflich geschrieben sind, daß sie an Virtuosität der Detailzeichnung und an Erfindung leidlich gesunder Menschen mit Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf wetteifern können. Aber das Idyll bedingt Kürze; der siebzigste Geburtstag von Voß ist noch immer ein Muster in dieser Art

Dichtung; eine weitausgesponnene Geschichte, die weiter nichts ist als eine Mosaikarbeit aus fertigen Zuständen, wird zuletzt unerträglich, wenn das Einzelne auch noch so gut ausgeführt ist. Nur ein unmittelbarer pädagogischer Zweck, wie es bei Jeremias Gotthelf der Fall ist, kann sie rechtfertigen. — Cornelius van Schaick ist 1808 zu Amsterdam im Bürgerstande geboren, hat eine streng protestantische Erziehung gehabt, und ist seit 1832 Prediger. Er hat früher nur einige theologisch-belletristische Producte geliefert, bis er 1847 mit einem größern Volksbuche „Geert" hervortrat, einer vlämischen Bearbeitung von Gotthelf's: Uli, der Knecht. Noch in demselben Jahre erschienen: Jacob, een verhaal uit het tijdvak der Apostelen und: God zorgt of de handschoenmaker uit de achterbuurten van Amsterdam. Seinen eigentlichen Ruf hat er 1848 durch das oben angeführte Werk: Tafereelen uit het Drentsch dorpsleben (Bilder aus dem Drenthschen Dorfleben) erworben. — Auch als Kanzelredner soll er von Bedeutung sein.

Der kleine Roman von Conscience ist schwach. Der Anlage nach ein satyrisches Charakterbild von reichgewordenen Bauern, die in lächerlichem Dünkel über ihren Stand hinausstreben, springt er plötzlich, über alles Erwarten und ohne alle Berechtigung, in's Tragische über, und endet mit Mord und Todtschlag, mit Schwindsucht aus Liebe u. dgl. Das paßt sich nicht; zu allen Dingen gehört eine gewisse Stimmung, und wenn uns Jemand mitten unter herzlichem Gelächter in alle Greuel einer Criminalgeschichte schleudert, so werden wir mit Recht verdrießlich. — Was Hendrik Conscience's literarische Gesammtthätigkeit betrifft, so verweisen wir auf eine frühere Abhandlung in diesen Blättern, bei Gelegenheit seines Romans: Jakob von Arteveldt. (1850 Heft 10.)

Neue lustige Komödien. Von Adolph Glaßbrenner. Hamburg, Verlags-Comptoir. I. Kaspar der Mensch. „Hier," sagt der Verfasser:

Herrscht Nichts als Willkür und Verrücktheit. Hier
Hört so zu sagen wirklich Allens auf,
Was Form und Inhalt edelt. Ruh' und Ordnung
Der Poesie, wie jegliches Gesetz
Der Ethik und Aesthetik sind von ihm,
Dem schlechtgesinnt-unritterlichen Autor
Aufs Aeußerste verletzt. Vernunft wird Unsinn,
Wahrheit zum Trug und Möglichkeit zur Hexe,
Und scheint auch Manches schlicht aus eurem Leben,
Schaut es nur näher an: es ist verrückt!
Stoff und Behandlung kämpfen um den Preis
Der Liederlichkeit, ihrer Dirne, die
Auf hohem Weinfaß sitzt und buhlerisch-
Verliebte Blicke auf den Ritter wirft u. s. w.

Dieser vollkommen richtigen Selbstkritik hätten wir wenig hinzuzufügen, wenn wir nicht zwei allgemeine Betrachtungen daran knüpfen wollten: eine politische und eine ästhetische.

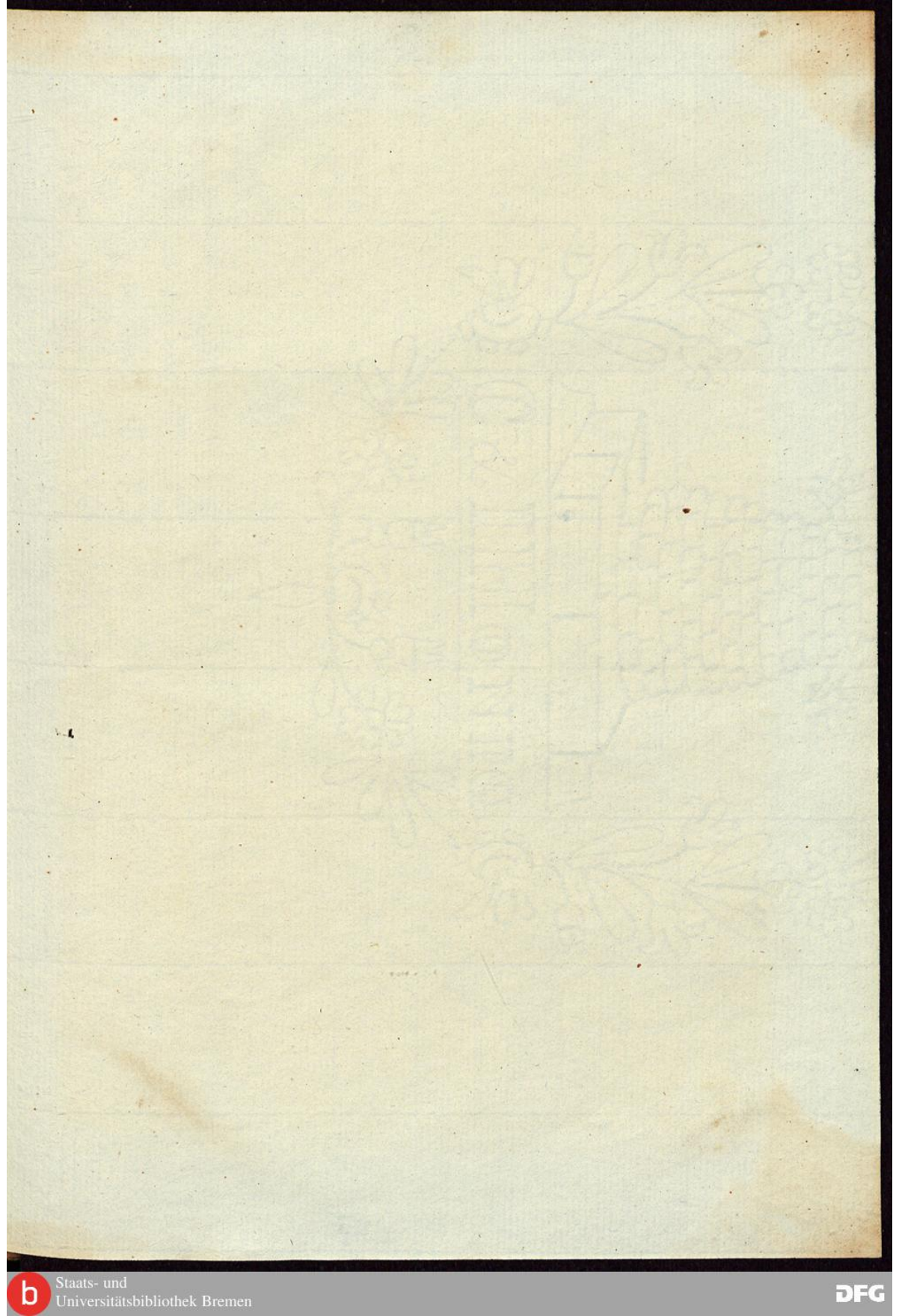
Die Berliner Demokratie ist in vielen Dingen zurückgegangen, aber Eines hat sie

nicht verlernt: das Schimpfen. Kaspar, der allein wahre Mensch — zugleich Hanswurst und Demokrat — entlarvt sämmtliche Parteien, die nicht mit den blutrothen Septembriseurs Hand in Hand gehen, und findet, daß hinter ihnen der Teufel steckt. Als z. B. der Kalif hingerichtet, seine Räthe und Anhänger massacrirt werden sollen, tritt ein „Pilger" auf, der das Volk ermahnt, keinen Mord zu begehen, die Freiheit nicht in Anarchie zu verwandeln, da reißt ihm Kaspar die Mütze ab, und siehe da, es ist richtig der Teufel. Nur der Teufel ist es gewesen, der sich über die Volksjustiz à la Lichnowsky, Auerswald, Latour, Lamberg u. s. w. scandalisirt hat. — Es lebe das souveräne Volk und der absolute Unsinn!

Die zweite Bemerkung betrifft die Kunst. — Es ist seit den Zeiten der romantischen Schule ein Glaubensartikel unsers ästhetischen Katechismus, daß Aristophanes nicht nur ein großer Dichter war — das zu wissen, braucht man nicht in die romantische Schule gegangen zu sein — sondern daß auch seine Form die absolute des Lustspiels ist. — Die Gründe, die sie anführen, sind verschiedener Art. Die Genialen behaupten, zur Komödie sei unbedingte Freiheit, d. h. unbedingte Willkür erforderlich; die Weisen dagegen, die anscheinende Frivolität und Gesetzlosigkeit des attischen Dichters beruhe eigentlich auf der innersten Nothwendigkeit, und seine wilden Gedichte seien nichts, als eine poetische Umschreibung der Hegel'schen Logik von §. x bis §. z. — Die Grenzboten sind so frech und unehrerbietig, Beides in Zweifel zu ziehen. Sie halten es weder für die Aufgabe des Drama's, die Logik und Metaphysik in Verse zu bringen, noch glauben sie, daß Aristophanes es gethan habe, mit oder ohne Wissen. Sie erfreuen sich an der hohen Poesie der Frösche, der Wolken u. s. w., wie an der hohen Poesie im Goethe'schen Faust, sie müssen aber, als Kunstwerk betrachtet, das Eine wie das Andere verdammen. Es ist freilich bequem, glühende Oden und Dithyramben in cynische Gassengeschichten einzuschieben, und wie im Traume, beständig die eine Figur mit der andern zu verwechseln, es wird dies auch nie verfehlen, einen komischen Eindruck zu machen, aber nur vorübergehend. Die Welt des Traumes ist nicht die Welt der Kunst; Menander und seine Nachfolger haben sehr recht daran gethan, die Fußtapfen ihres großen Vorgängers zu verlassen, so wie Molière Recht hatte, aus der italienischen Maske in's regelmäßige Lustspiel überzugehen. — Von den modernen Aristophanen kann man sagen: „Wie er sich räuspert, und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt; aber sein Genie, ich meine sein Geist, sich nicht auf der Wachtparade weist." — Es ist sonderbar, wenn auch in dem Wesen der Romantik begründet, daß gerade dasjenige, was uns in Aristophanes als fremdartig erscheinen muß, die Seltsamkeit und das Willkürliche in seiner Form, hervorgezogen und als Vorbild betrachtet wird, daß sein sittlicher Werth seinen Nachahmern als völlig gleichgültig erscheint. Statt dessen sollten sie bei ihrer Verehrung einmal gründlicher auf den Inhalt seiner Werke eingehen, und z. B. die Ritter zum Gegenstand ihres Studiums machen, wo der souveräne Unverstand und seine Speichellecker, der Demos und sein Paphlagonier, mit meisterhafter Hand so dargestellt sind, wie sie in Athen und in Berlin sich zeigen, wie sie zu allen Zeiten gewesen sind und sein werden.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



1. FEB. 1973

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG